

Somme Sketcher

Sinners Atone
(Band 4)

Übersetzt von Melina Blankenburg

SOMME
SKETCHER



SINNERS
ATON&

DARK ROMANCE
VAJONA

Einem Kind, das Angst vor der Dunkelheit hat, können wir leicht verzeihen; die wahre Tragödie des Lebens besteht darin, wenn Menschen sich vor dem Licht fürchten.

– Unbekannt



DREI JAHRE ZUVOR

Mein Vater hatte diese Regeln.

In erster Linie waren sie unsinnig, zusammengeschustert aus uralten Klischees und Hollywood-Sprüchen, aber wenn er sie ausgesprochen hat, hatten sie die unangenehme Angewohnheit, sich zu Prophezeiungen zu verhärten.

Ich wurde böse geboren, weil er gesagt hat, ich würde es werden. Er hat behauptet, ich hätte meinen ersten Atemzug aus purem Trotz zurückgehalten, und nicht einmal das Familiensilber, das man mir vor dem zweiten Atemzug in den Mund gestopft hätte, hätte mich besänftigen können.

Nun werde ich meinen letzten Atemzug genau dort nehmen, wo er es vorhergesagt hat – in der Dunkelheit, die mich zum Bösewicht gemacht hat.

Mein Lachen hallt tief und bitter durch den Wald, bevor es in ein stotterndes Husten übergeht.

Der Tod ist wohl doch nicht so lustig.

Ich wische mir mit dem Handrücken über den Mund und lasse meinen Blick über den schwarzen Himmel schweifen. Als ich das erste Mal gestorben bin, habe ich gelernt, dass die langen Tunnel und die weißen Lichter nicht für Männer wie mich bestimmt sind. Verdammt, nach allem, was ich getan habe, wird Gott eher seinen Strom abstellen und die Vorhänge zuziehen, als mir den Weg in den

Himmel zu weisen. Ich suche nach einem anderen Licht, einem orangefarbenen. Und als ich es durch die Äste scheinen sehe, kommt mir ein Fluch über die Lippen.

Fuck, es kommt kein Stück näher.

Ich drücke meine Hand gegen die Wunde an meiner Seite und starre das Licht an. Ich mag vielleicht sterben, aber ich habe keine Wahnvorstellungen. An dieser Straßenlaterne wartet kein Wunder auf mich. Wenn ich die Laterne aber erreiche, bin ich auf der Hauptstraße. Dann muss ich sie nur noch überqueren und bin bei der Kirche. Das ist meine einzige Chance, meine Brüder zu warnen.

Meine Brüder.

Fuck.

Ein neuartiger Schmerz hinter meinem Brustbein treibt mich voran, doch sowie mein Stiefel auf den Boden aufschlägt, schießt glühende Hitze mein Bein hinauf und explodiert in meinem Bauch. Ich taumle rückwärts und stoße mit der Ferse gegen etwas. Als ein surrendes Geräusch meine Ohren erreicht, spannen sich meine Muskeln an.

Ich bin über diesen verdammten *Play*-Button gestolpert.

Ich wusste, dass es kommen würde – das tat es immer. Dass die schlimmste Sache am Sterben der Schmerz oder die Ungewissheit darüber ist, was als Nächstes kommt, ist ein Mythos. Aber das ist es nicht. Tatsächlich ist es der Moment, in dem dein Leben vor deinen Augen vorbeizieht und du verdammt noch mal nichts dagegen tun kannst.

Ich habe einmal versucht, davonzulaufen; es ist mir nur hinterhergelaufen. Dann habe ich versucht, die Augen davor zu verschließen, aber es hat sich einfach auf die Innenseite meiner Augenlider projiziert.

Da ich weiß, dass mir die Energie für einen Kampf fehlt, presse ich die Kiefer zusammen, stütze mich an einem Baum ab und warte widerwillig darauf, dass die Show beginnt.

Der Anfang spielt sich in Farbe ab.

Neun Sommer quellen zwischen den Bäumen hervor und verschlingen die Dunkelheit vollständig. Die Tage rollen über den Waldboden – lang, träge, grasbefleckt und sonnenverbrannt. Selbst der Oktoberwind wird warm und schwer und bringt den Geruch von Chlor und jener Sonnencreme mit sich, die ich so sehr gehasst habe. Eine Erinnerung daran, wie Angelo mich in den Schwitzkasten genommen und mein Gesicht mit seiner Achsel bedeckt hat, tanzt vor dem Stamm einer Eiche. Meine Mutter, die so tut, als würde sie es nicht bemerken, während sie am Pool in einer Zeitschrift blättert, spielt sich auf einer anderen ab.

Ein amüsiertes Kichern entweicht mir beim nächsten Ausatmen und ich reibe mit dem Daumen über meinen schlammverkrusteten Knöchel. Die erste Narbe, die ich je davongetragen habe, stammt von dem Tag, an dem ich endlich stark genug war, mich aus dem Griff meines Bruders zu winden und ihm einen unerwarteten Schlag in die Eier zu verpassen.

Dann verblassen die Tage zu Sepia-Farben. Die Sommernächte *am Anfang* wurden nie dunkel. Da waren immer Lagerfeuer im Garten, die sie erhellt haben. Oder eine Taschenlampe, die ich mir unter das Kinn geklemmt habe, um meinen Brüdern in ihrem Schein Geistergeschichten zu erzählen.

Rafes Schreie rascheln zwischen den Zweigen und ein kalter Luftzug streift meine Wange, während Angelos Lachen ihm nachjagt. Er war schon *bösartig*, bevor es sein Spitzname wurde.

Als das nächste Geräusch in meinen Ohren widerhallt, verschwindet mein Grinsen. Das frische Blut in meinem Mund gerinnt und droht, mich zu ersticken.

»Gabriel.«

Fuck. Ich wäre ein Idiot, wenn ich meine Augen schließen würde. Dem Tod so nahe zu sein, bedeutet, dass die Wahrscheinlichkeit groß ist, dass sie sich nicht wieder öffnen. Aber als die Stimme meiner Mutter durch die Nacht hallt und mir wie ein zweiter Messerstich in die Brust fährt, presse ich meine Lider fest zusammen und lasse meinen Kopf gegen den Baum sinken.

Maria Visconti war eine Frau mit vielen Hobbys. Aber ihr Liebstes war es, an Unsinn zu glauben. Sie glaubte, dass irgend-eine Tussi namens Eva einen Apfel gegessen und damit alles Böse in der Welt verursacht hatte. Und hätte sie sich nur etwas von einer herabgefallenen Wimper gewünscht, wäre alles gut geworden. Jeder Schauer war jemand, der über ihr zukünftiges Grab gegangen ist, und jede schwarze Katze, die ihren Weg gekreuzt hat, war ein sicheres Zeichen dafür, dass sie bald darin beigelegt werden würde. Der bärtige Typ am Himmel, die Wahrsagerin auf dem Jahrmarkt. Sogar der Junkie, der vor dem Visconti Grand Casino herumhängt und Touristen einen Glückspfennig für einen Dollar gibt.

Sie hat an alles geglaubt, was man ihr erzählt hat. Außer ihrem Mann und seinen Regeln.

»Gabriel!«

Ich beiße die Zähne zusammen und wende mich von ihrer Stimme ab.

Zweifellos hatte sie ihm anfangs geglaubt, damals, als er ihr all den Unsinn erzählt hatte, den jede Mutter hören wollte. Dass ihr erstes Kind geboren würde, um zu führen, und ihr zweites den silbernen Löffel im Mund nehmen und ihn in Gold verwandeln würde. Doch als er seine Hand auf ihren geschwollenen Bauch gelegt und ihren dritten Sohn als Teufel bezeichnet hat, war sie zur Skeptikerin geworden.

»Gabriel ...«

Ich drücke fester auf meine blutende Wunde und stoße ein bitteres Zischen aus. Ich habe mich geirrt. Das Schlimmste am Sterben ist nicht, dass das eigene Leben noch einmal vor den Augen vorbeizieht, sondern dass es in den Ohren nachhallt. Und heute Nacht konnte nicht einmal der Klang der Sünden es über-tönen.

Ein kehliges Keuchen kommt mir von den Lippen, verschmilzt zu einer bleichen, weißen Wolke und bläst alle neun Sommer von mir.

Neun Winter bringen Stille und eine Schneedecke. Meine Netzhäute brennen von dem plötzlichen Kontrast und ich schaue zu dem grauen Nebel unter dem Blätterdach hinauf, um ihm zu entfliehen. Aber dort oben gibt es keine Erleichterung, nur ein bekanntes Gesicht, ein bekannter Ausdruck darin und ein verdammt bekanntes Grinsen, das hinter dem facettierten Kristall eines Whiskyglases verschwindet.

Eine neue Stimme verbrennt mir den Nacken.

»Ich habe es dir doch gesagt, Maria.«

Und dann kommt die vertraute Wut.

Alonso Visconti war sich so sicher, dass ich böse sein würde – so überzeugt von seiner Prophezeiung – dass er sich geweigert hat, mich nach einem Engel zu benennen, wie meine Brüder. Irgendetwas von Blasphemie und schlechtem Geschmack. Aber meine Mutter hat diese Art an sich, sich auf eine wunderschöne Weise zu widersetzen, und benannte mich nach ihrem allerliebsten Engel.

»Oh, Gabriel.«

Der Mistkerl hatte von Anfang an recht. Während meine Brüder glucksten, lachten und krabbelten, biss, zischte und trat ich. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, dass ich beim Sonntagsessen einen Cousin mit einem Buttermesser erstochen habe. Und ich kann mich nicht einmal daran erinnern, welcher es war, weil ich irgendwann versucht habe, jeden von ihnen umzubringen.

Ich schlage meinen Kopf gegen den Baum, um die Stimme meiner Mutter aus meinem Kopf zu vertreiben. Aber es ist zu spät, sie hat sich bereits in meinen Kopf gebrannt und es sich dort gemütlich gemacht. *»Gabriel«* schallte es als Endlosschleife in mir, immer und immer wieder. Alle drei verdammten Silben. Denn sie hat immer nur meinen vollen Namen benutzt, nie mit nur einem Hauch von Ironie. Wenn irgendjemand, mich eingeschlossen, die letzten beiden Silben wegließ, schnalzte sie mit der Zunge, hob sie auf und nähte sie wieder an.

Ich weiß nicht, ob sie meinen Namen so ausgesprochen hat,

um Gott davon zu überzeugen, dass ich gut war, oder nur um meinen Vater zu ärgern. Wenn Letzteres der Fall war, hat es funktioniert.

In den ersten neun Jahren hat er mich nie angesprochen.

Ab dem zehnten hat er mich *Bösewicht* genannt.

Meine Lunge verkrampft sich, mein nächster Atemzug ist ein verzweifelter Keuchen. Als ich den Kopf zurückwerfe, um mehr Luft zu holen, nagt die Dunkelheit an den Rändern meines Blickfelds. Genau im richtigen Moment verschlingt sie alle neun Winter, all die halb ausgetrunkenen heißen Kakaos und die halbfertigen Schneemänner mit krummen Karotten als Schwänzen.

Als *der Anfang* endet, nimmt die Dunkelheit alles mit sich.

Der letzte Lichtpunkt schwimmt vor meinen Augen, dann verschwindet er und stürzt mich in den schwarzen Abgrund. Es folgt keine Stille – nur bittersüße Erinnerungen, die durch ein Megafon geschrien werden. Und als ich es nicht mehr aushalte, erhellt ein frustriertes Brüllen einen Feuerpfad in meiner Kehle.

Ich rutsche keuchend ein paar Zentimeter an der rauen Rinde hinunter.

Auch mein Magen rutscht hinab, mein Blick folgt ihm widerwillig.

Da ist wieder der Schimmer dieser Straßenlaterne, nur dass er es nicht ist. Er ist zu klein, zu niedrig, tanzt auf Brusthöhe vor der Dunkelheit. Ich schüttle den Kopf und kneife die Augen zusammen. Als ich sie wieder öffne, hat sich das Licht gebrochen, geschärft und die Form von Feuer angenommen.

Geburtstagskerzen. Zehn, blau-weiß gestreift.

Sie flackern im Wind und vertreiben die Dunkelheit aus meinem Blickfeld, bis ich nur noch Licht sehe. Sie verlangsamen meinen Herzschlag, beruhigen meinen Atem und für einen Moment entweicht mein Leben nicht mehr aus dem fünfzehn Zentimeter langen Schnitt in meinem Bauch.

Als ich dem Tod das letzte Mal ein Schnippchen geschlagen habe, habe ich mir geschworen: sollte er mich wiederfinden und

mir diesen Moment vor Augen führen, würde ich nicht den Atem anhalten. Das habe ich auch schon das Mal davor gesagt. Und doch bin ich hier und mein Atem staut sich in meiner Kehle, als würde ich ihn für später aufheben.

Es brennt hinter meinen Augen. Anscheinend macht das Sterben einen zu einem sentimental Weichei. Es bringt mich dazu, über unsinnigen Kram nachzudenken. Über alternative Realitäten und Schmetterlingsflügel, was passiert wäre, wenn ich das erste oder zweite Kind gewesen wäre. Wenn ich gar nicht erst auf die Welt gekommen wäre.

Sekunden häufen sich zu Minuten und ich halte immer noch den Atem an. Meine Brust zuckt, meine Lunge brennt, und trotzdem mache ich es. Die Flammen nehmen einen dunkleren Orangeton an, pulsieren mal scharf, mal verschwommen. Meine Lippen kribbeln und mir wird schwindelig. Mein Instinkt meldet sich und bevor ich ihn unterdrücken kann, spritzen Blut und Atemluft von meinen Lippen und löschen die Kerzen.

Schwärze hüllt den Wald wieder ein. Ich wische mir den Mund ab und starre hinaus. Die Dunkelheit starrt zurück, flüsternd. *Was hast du erwartet?*

Ich stoße ein schwaches Lachen aus. Ja. Mom hätte diese drei Silben wiederholen können, bis sie blau im Gesicht geworden wäre, und es hätte keinen Unterschied gemacht. Schließlich hatte mein Vater mein Schicksal bereits besiegelt.

Ich wurde böse geboren und ich werde in der Dunkelheit sterben, die mich zum schlimmsten Übel gemacht hat.

Scheiß drauf. Ich habe keine Zeit für Halluzinationen, ich habe noch Dinge zu erledigen.

Ich stoße mich vom Baum ab, meine Stiefel versinken mit jedem Schritt tiefer im Boden. Der Teufel greift nach meinen Knöcheln und versucht, mich nach Hause zu zerren – aber er kann mich nicht haben, noch nicht. Nicht, bevor ich mich auf die Betonstufen der Kirche gekniet und meine Botschaft in ihre Türen geritzt habe.

Der Mittelteil beginnt mit einem Hupen.

Dieses *verdammte* Geräusch.

Als ich es das erste Mal gehört habe, habe ich den Fehler gemacht, aus dem Schlafzimmerfenster zu schauen.

Beim zweiten Mal habe ich mir gewünscht, es nie gehört zu haben.

Und nach dem dritten Mal habe ich die Konsequenz davon kennengelernt, wenn ich so tat, als hätte ich es nicht.

Der Ton schneidet erneut durch die Dunkelheit, lauter und wütender, trifft mich in den Rücken wie ein Güterzug.

Selbst nach all den Jahren schafft er es noch immer, mich nach vorne zu schleudern.

Als das Gebüsch dichter wird und mir über alte Narben peitscht, richte ich meinen Blick zum Himmel und entdecke erneut das orangefarbene Leuchten.

Es rückt näher, aber mein Vater auch.

Er hat die gefährliche Kombination aus kräftigem Körperbau und leichtem Gang besessen. Ich würde das Geräusch seiner Schritte überall wiedererkennen – im *Mittelteil* hat es mich acht Jahre lang in diesen Wald verfolgt. Jede Nacht. Acht verdammte Jahre voller Folter, Spiele und *Lektionen*. Acht Jahre, in denen er mir einen Schotterweg hinauf gefolgt ist, mich durch Eisentore geschoben und dann zurückgelassen hat, damit ich um mein Leben kämpfen musste.

Im *Mittelteil* haben neue Regeln gegolten. Und genau wie die Geburtstagskerzen waren es zehn, eigens für mich.

Sein nach Whisky riechender Atem streift mein Ohr.

Regel Nummer eins: Du musst zum Bösenwicht werden, damit deine Brüder dich einen Helden nennen.

Ich beschleunige meine Schritte, um dem *Mittelteil* zu entkommen. Um *ihm* zu entkommen. Die nächsten paar Schritte senden glühende Hitze in meinen Unterleib, meine Knie wollen nachgeben, doch ich beiße die Zähne zusammen und gehe weiter.

Endlich streckt der orangefarbene Schein seine Hand aus. Der

Raum dehnt sich aus, Äste ziehen sich zurück und Erde verwandelt sich in Asphalt.

Obwohl ich unter der Straßenlaterne langsamer werde und schließlich stehenbleibe, um den letzten Rest Luft zu holen, wandert mein Blick weiter. Er streift über die Straße und ich frage mich, seit wann sie so verdammt breit ist. Dann wandert er die Steine der Kirche meines Vaters auf der anderen Seite hinauf.

Dieser verdammte Bau ist schon an meinen besten Tagen schmerzhaft anzusehen, aber an meinen schlimmsten brennt schon ein einziger Blick in seine Richtung.

Er gleitet über zerbrochene Fenster und den bröckelnden Turm, sucht Erleichterung dort, wo der Pazifik auf den dahinterliegenden, schwarzen Himmel trifft.

Und dann wird mir klar, was ich tue, und saure Belustigung überflutet meine Brust.

Ein Sterbender richtet seinen Blick immer zum Himmel.

Als ich jung und unbesiegbar war, habe ich mir geschworen, dass ich die Ausnahme sein würde. Dass ich, wenn der Tod schließlich aus meinem Schatten tritt und mir auf die Schulter tippt, nicht mein Kinn heben und nach einem Gott suchen würde, den ich mein Leben lang verflucht habe. Und doch stehe ich hier und blicke in die Richtung, die meine Seele nicht nehmen wird. Und ich frage mich, ob er wirklich dort oben ist und ob er gut auf meine Mutter aufpasst.

Mein nächster Atemzug zerrt an meiner Brust, malt einen weißen Streifen in die Nacht. Als der Wind über den Klippen aufsteigt und den Nebel zur Seite fegt, kann ich *ihn* sehen.

Er blickt auf mich herab und atmet erleichtert auf.

Kein Lachen dieses Mal.

Meine Lunge ist jetzt zu schwach.

Meine Beine und Arme ebenso.

Schließ nicht die Augen.

Schließ. Nicht. Die. Augen.

Ich mache einen Schritt nach vorne und die Welt neigt sich, als

wolle sie mich abschütteln. Ich dränge mich gegen den Wind nach vorne; er treibt mich noch heftiger zurück. Sein Dröhnen ist ohrenbetäubend und kalt, doch wenn ich den Kopf neige, höre ich ein leises Wispern darin.

»Hallo?«

Die Anspannung entweicht meinen Lippen in einem kurzen Atemzug.

Die Stimme ist wie Kaschmir und Schokolade. Wie ein sanfter Kuss auf meiner Wange, ein warmes Bad in einer eisigen Nacht.

»Hallo? Ist alles in Ordnung?«

Sie ist ein Sonnenstrahl, der durch ein offenes Fenster scheint, eine kühle Brise an einem heißen Sommertag.

Ich möchte zum Klang dieser Stimme sterben.

Ich möchte sie noch einmal hören.

Ich suche den Horizont nach ihrer Quelle ab und als ich sie finde, stockt mir der Atem.

Unter der nächsten Straßenlaterne steht eine Frau. Nein – ein Engel. Nicht einer der biblisch korrekten Versionen, die sie auf die Tafeln gemalt haben, um uns in der Sonntagsschule zu Tode zu erschrecken – eher einer wie aus einem dieser Filme. Die menschenähnliche, vom Himmel gesandte Art mit ausgebreiteten Flügeln und Heiligenschein, der über ihrem wallenden blonden Haar schwebt. Sie trägt außerdem eine flauschige rosa Jacke und dazu passende Ohrenschützer, aber verdammt, wer bin ich schon, dass ich hinterfrage, was Engel heutzutage tragen?

Ich habe keine Zeit für Nebenquests, aber der Weg zur Kirche scheint mir plötzlich nebensächlich und Neugier lenkt meine Schritte.

Ich mache einen auf sie zu – sie einen zurück. Sie wirft einen Blick auf meinen Bauch, reißt die Hände in die Luft und stammelt: »Ähm, das ist ein Halloween-Kostüm, richtig?«

Was? Die Zahnräder in meinem Gehirn surren auf halber Drehzahl, aber als sie knirschend ineinander einrasten, wird mir klar, was für ein verdammter Idiot ich bin.

Wir haben den einunddreißigsten Oktober. Halloween. Natürlich muss ich ausgerechnet an Halloween sterben.

Ich bin noch zu schwach, um zu lachen, aber die Ironie ist überwältigend, also tue ich es trotzdem. Es raubt mir meine letzte Energie und ich falle auf die Knie.

Sie ist kein Engel – sie ist nur eine Frau, die wie einer gekleidet ist. Sieht aus wie einer, klingt wie einer, selbst als sie nun schreit. Sie schwebt auch wie einer auf mich zu, fort vom Schein ihrer Lampe und hinein in das Licht meiner.

Glitzernde, rosa Stiefel und Rüschen-Socken flackern immer wieder scharf, dann verschwommen vor meinen Lidern.

Gott. So viel Rosa.

»O mein Gott. Was ist passiert?«

Ha.

Ich habe verflucht nochmal geblinzelt, das ist passiert.

Regel Nummer zwei: In der Nähe von Feinden, Familie oder Freunden blinzelt der Bösewicht niemals.

Das hatte er sich in seiner Panik aus dem Ärmel geschüttelt, nachdem er mich das erste Mal angeschossen hatte. Er hat geschworen, er hätte es nur getan, um mir zu zeigen, wie es sich anfühlt. Aber selbst mit elf wusste ich, dass der Arsch einfach nur eine beschissene Zielsicherheit besaß.

Regel Nummer drei kam nur neun Stunden später, als ich unter dem grellen Licht der Leuchtstoffröhren eines provisorischen Operationssaals aufwachte: *Die mächtigsten Bösewichte sind ebenso unliebsam wie unantastbar.*

Ich bin genauso unliebsam wie unantastbar.

Warum zum Teufel berührt sie mich dann?

Zarte Finger brennen auf meiner Schulter. Da die Gewalt ein tief in mir verwurzelter Reflex ist, reiße ich einen Arm hoch, um sie abzuschütteln.

»Fuck. Verschwinde«, knurre ich.

Aber das war dumm und plötzlich gibt der Himmel nach. Ich falle nach vorne, hinab in die Arme des Teufels.

Der Boden fängt mich auf, denn *noch* ist es nicht soweit.

Mit ihrer lieblichen Stimme ruft sie erneut nach Gott. Meine Wange schrammt über den Kies, dann liege ich plötzlich auf dem Rücken und da ist sie.

Fuck. Vielleicht ist sie doch ein Engel. Denn ich könnte schwören, die Straßenlaterne über uns war nicht so hell, bevor sie darunter auf die Knie gefallen ist. Jetzt neigt sich das Licht, passt sich den Rundungen ihres herzförmigen Gesichts an und spiegelt sich in ihren großen blauen Augen, wie Sonnenlicht, das auf Wasser tanzt. Es gleitet über ihren goldenen Pony, funkelt auf ihren Augenlidern und zieht eine gerade Linie von der Nasenspitze hinunter in die tiefe Furche ihres Amorbogens.

Nein. So sollte der Tod nicht ablaufen. Ich sollte im Dunkeln sterben, nicht in ihrem Licht. Und das Letzte, was ich brauche, ist, so angesehen zu werden. So in Erinnerung von jemandem zu bleiben, schwach und erbärmlich, im beschissenen Dreck liegend, verblutend.

Aber der Boden ist zu bequem und mein Kiefer zu schwer, um ihr noch einmal zu sagen, sie solle sich verpissen. Das Beste, was ich tun kann, ist, darum zu kämpfen, meine Augen offen zu halten und jede ihrer Bewegungen zu verfolgen.

Ihr Blick bleibt auf meinen Bauch gerichtet, die Augen weit aufgerissen und ungläubig. »Ist das *Blut*?«

»Nein, das ist Ketchup«, knirsche ich.

»Das sieht schmerzhaft aus.«

»Ach was?.«

Sie nickt ernst und ignoriert meinen Sarkasmus. Sie hält sich eine Hand vor den Mund, beißt auf die Spitze ihres Mittelfingers und zieht ihren rosa Handschuh aus. »Keine Panik, ich rufe Hilfe.«

Es ist sinnlos, jemanden anzurufen, aber meine Stimme ist es auch. Also sehe ich einfach zu, wie sie ihre Hand in die Manteltasche steckt und ihr Handy herausholt. Wie alles andere an ihr ist es lächerlich pink, so wie das halbe Dutzend Anhänger, die daran

befestigt sind. Sie klirren und klappern wie das Windspiel meiner Mutter auf der Veranda, während sie energisch ihren Pin eintippt.

»Kein Empfang«, bringe ich nach mehreren Versuchen hervor.
»Geh einfach.«

Sie wirft einen Blick auf ihren Bildschirm, dann auf mich und wieder zurück. Eine winzige Falte zieht sich über ihre Stirn. »Verdammt. Da drüben ist eine Telefonzelle. Hast du Kleingeld?«

»Sie. Geht. Nicht.«

»Was?«

Scheiß drauf, ich verschwende zu viel Zeit. Ich muss die Straße überqueren. Ich taste nach dem Boden und stütze mich ab, versuche, mich aufzusetzen. Ein stechender Schmerz durchfährt meinen Bauch und ich falle zurück auf den Asphalt.

»Hey, du musst stillhalten –«

Ich schnauze erneut, sie solle verschwinden, aber es kommt nur ein so kehliges Gurgeln von mir, das sie vor Schreck aufspringen lässt.

»Mist, Mist, Mist«, wimmert sie, ihre Fassung bricht einen Moment. Dann streckt sie die Schultern und atmet tief durch.
»Okay, warte hier.«

Als ob ich irgendwo anders hingehen könnte. Das Licht folgt ihr bis zur Straßenmitte. Meine Augen folgen ihr ebenfalls, beobachten, wie sie von links nach rechts und wieder zurückläuft, ihre Tasche mit einer Hand über die Schulter geworfen und das Handy mit der anderen gen Himmel gerichtet.

Ich halte inne, um Luft zu holen, versuche, sie zu verstehen.

Vielleicht hat Gott sie als grausamen Scherz geschickt. Als letzte Sticheleien hinsichtlich dessen, was hätte sein können, wäre ich als Angelo oder Rafe geboren worden. Doch dann verwerfe ich diesen Gedanken sofort wieder. *Er* ist nicht so dumm, sie zu einem Mann wie mir zu schicken. *Er* würde nicht ein solches Risiko eingehen.

Wenn sie also nicht aus einer anderen Welt stammt, was zum Teufel macht sie dann in dieser und wandert mitten in der Nacht

allein eine dunkle Straße entlang? Neugier und ein Hauch von Verärgerung vermischen sich mit meinem Schmerz, aber ich ignoriere beides. Ich habe weder die Zeit noch die Energie, tiefer zu graben. Sie muss verschwinden und ich muss weiter.

Mit einem lauten Schnaufen rolle ich mich auf die Seite. Ich balle meine Hände zu Fäusten und stemme sie gegen den Boden, um mich auf meinen Knöcheln vorwärtszuziehen. Wenn ich nicht laufen kann, dann krieche ich eben zur Kirche. Und wenn ich nicht kriechen kann, dann rolle ich mich verdammt noch mal dahin – was auch immer nötig ist, um meine Brüder zu warnen.

Sie joggt herüber und gibt mir mit der Fußspitze einen kleinen Stups gegen meine Brust. »Herrgott – hör auf, dich zu bewegen! Du machst es nur noch schlimmer!«

Ich schaue auf, weil ich wissen will, ob sie scherzt. Wie könnte es denn *noch* schlimmer kommen? Aber ich werde davon abgelenkt, wie sie ihr Handy flach an ihre Stirn drückt.

Was zum Teufel macht sie da?

Ich schätze, mein finsterer Blick war Frage genug, denn sie beginnt mit einer wirren Erklärung.

»Wenn du keinen Empfang hast, kannst du dein Handy an den Kopf halten, und wie durch Zauberei hast du wieder welchen. Frag mich nicht, wie, ich hab's nur auf *Instagram* gesehen – o *Gott*.«

Und sie tut es schon wieder, ruft erneut nach Gott. Ich bin flach auf meinen Rücken gefallen und kann sehen, wie leer der Himmel über der Laterne ist.

Sie schwebt jetzt nicht mehr, sie stampft und klimpert, sinkt neben mir auf die Knie und murmelt leere Versprechungen in den Wind.

»Okay. Dir geht's gut. Mal sehen, äh ...« Sie lässt die riesige Tasche von der Schulter gleiten und schüttet sie aus. Der Inhalt ergießt sich um sie herum und sie beginnt, in dem Durcheinander herumzukramen. »Genau, wir brauchen nur etwas, um die Blutung zu stillen, das ist alles.« Sie nimmt eine Tube aus dem Haufen und hält sie gegen das Licht. »Wimpernkleber? Nein, nicht stark

genug. Okay ...« Ein weiteres Päckchen glänzt im Licht. »Ich habe Pflaster, aber die sind für Blasen und Schnitte, nicht ...« Ihr Blick wandert zu meinem Bauch.

»Stichwunde«, grunze ich.

Sie erstarrt und für einen Moment überzieht Angst ihre makellosen Gesichtszüge, doch als ihr Blick meinen Oberkörper hinaufwandert und dann auf meine Augen trifft, verändert der Ausdruck sich. Und das gefällt mir verdammt noch mal gar nicht.

Ich bin es gewohnt, dass Menschen Angst vor mir haben. Das kenn ich, das beruhigt mich. Der kränkste Teil von mir genießt es fast. Doch jetzt liegt in ihren Augen derselbe Anflug von Mitleid, den meine Mutter jedes Mal hatte, wenn sie mich im Morgengrauen die Einfahrt hinunterhumpeln sah.

»Wer hat dir das angetan?«, flüstert sie.

Das hat meine Mutter mich auch immer gefragt. Und genau wie damals kratzt die Stimme meines Vaters an meinem Innenohr.

Regel Nummer vier: Was im Dunkeln passiert, bleibt im Dunkeln.

Aber genau wie bei meiner Mutter reicht ihr mein Schweigen nicht.

»Wie sah er aus?«, hakt sie nach. »Oder sie«, fügt sie schnell hinzu und presst die Hand auf den Mund. »Entschuldige, das war so sexistisch von mir. Würdest du ihn wiedererkennen, wenn du ihn noch einmal siehst? Wenn er – oder sie! – noch da draußen ist, müssen wir sofort die Polizei benachrichtigen, damit sie ihn oder sie fassen kann. Kannst du ihn mir beschreiben?«

Wut macht sich in mir breit, schmerzhafter als die Wunde, die mich in zwei Teile reißt. »Geh weg«, murmele ich. Ich habe noch nie etwas zweimal sagen müssen, geschweige denn dreimal. Fuck. Ich klinge langsam wie eine kaputte Schallplatte.

Aber sie hört nicht einmal zu oder sieht auch nur so aus, als würde sie gleich verschwinden. Stattdessen murmelt sie weiter vor sich hin, hebt Gegenstände auf und wirft sie wieder hin. Immer wieder von vorne.

Ich beiße die Zähne zusammen und presse die Lider fest auf-

einander. Die Stimme, die vor wenigen Augenblicken noch so süß klang, geht mir jetzt auf die Nerven.

Anscheinend lag mein Vater mit Regel Nummer fünf goldrichtig: *Ein Bösenicht stirbt niemals friedlich im Schlaf.*

Ich dachte immer, das würde bedeuten, dass ich zu Tode gefoltert werde – nicht, dass ich unter dem wachsamen Blick eines nervigen Engels langsam in einem Meer aus Kosmetikprodukten verblute.

»Hey – schließ nicht die Augen«, fordert sie. »Du musst bei mir bleiben, okay?«

Ich zwingt mich, ein Auge zu öffnen, damit sie mich nicht wieder anfasst. Aber es kommt noch schlimmer. Sie stemmt sich von ihren Fersen hoch, holt zitternd Luft und schlägt mit den Händen auf meinen Oberkörper.

Der Schmerz ist unerträglich. Er jagt wie ein Blitz durch meinen Körper und erschüttert jede Zelle, jeden Nerv und jeden Muskel. Ich winde mich, zittere, stöhne und versuche, sie von mir zu stoßen.

Meine Gedanken sind böse und richten sich alle gegen sie. Hätte ich auch nur einen Bruchteil meiner üblichen Kraft, würde ich ihr die verflochtenen Handgelenke brechen, die Finger und ihre Knöchel noch gleich dazu.

Aber je wütender ich werde, desto mehr entschuldigt sie sich, sagt mir, ich solle *einfach atmen* – als würde ich mir lediglich einer verdammten Brazilian-Waxing-Behandlung oder sowas unterziehen und alles wäre in einem Augenblick vorbei.

Ihre Stimme ist ein Hauchen und gedämpft, während sie das Klingeln in meinen Ohren durchbricht. »Ich muss Druck auf die Wunde ausüben, aber meine Hände sind zu klein. Deswegen muss ich mich auf dich setzen.«

»Nein –«

Zu spät. Sie schiebt ihr Kleid über der Rückseite ihrer Oberschenkel zurecht und rutscht seitwärts auf meinen Bauch, als würde sie sich auf eine Sitzcke in einem Diner gleiten lassen.

Ich würde denken, ich hätte Halluzinationen, wenn der Schmerz nicht so verdammt real wäre. Ich spüre seinen Puls, schmecke seine Mineralien. Doch bevor ich den dazugehörigen Schrei ausstoßen kann, bleibt er mir in der Kehle stecken.

Sie berührt mich wieder. Haut an Haut. Die Finger, die ich hatte brechen wollen, ruhen nun auf meinen Wangen. Ihr Daumen gleitet über die fünf Zentimeter, streichelt in einer ungewohnten, beruhigenden Bewegung über meinen Bart.

Ihr Blick trifft meinen und für den Bruchteil einer Sekunde ist es die Welt, die stirbt – nicht ich. Sie verliert Farbe und Licht. Sogar der Wind hat aufgehört zu wehen.

»Das fühlt sich besser an, oder?«

Der Schmerz kehrt zurück, aber er ist dumpf und an der falschen Stelle. Mein Oberkörper pocht jetzt etwas weniger, aber nun schmerzt die Stelle, an der sie mich berührt – ein langsam voranschreitendes Brennen, das durch Haut und Knochen sickert und jede Zelle dazwischen anschwellen lässt.

Nein, es fühlt sich nicht besser an. Es fühlt sich schlimmer an, als zu sterben.

Regel Nummer sechs, warnt mein Vater vom Waldrand aus: *Die besten Bösenwichte sind nicht die, die nichts zu verlieren haben. Es sind die, die niemanden zu verlieren haben.*

Er hat diese Regel nicht einfach nur ausgesprochen, er hat sie mir mit dem harten Knallen seines Gürtels in jenem Sommer eingepregelt, als meine Eier schwer wurden und mir klar wurde, dass Blut in meinen Schwanz schoss, wann immer ich ein hübsches Mädchen in einem engen Kleid vorbeigehen sah.

Nicht, dass es eine Rolle gespielt hätte, versteht sich. Nur weil ich hingeschaut habe, heißt das nicht, dass sie mutig genug waren, zurückzuschauen. Und selbst wenn sie es waren, haben sie mich nie so angesehen wie diese Frau hier.

Sie blickt mich mit diesen besorgten, weit aufgerissenen Augen an, als würde sie zum ersten Mal mit der schlimmsten Seite der Menschheit konfrontiert werden und wäre sich sicher, es in Ord-

nung bringen zu können. Nicht ein Funken Zurückhaltung oder Angst liegt in diesen ozeanblauen Augen. So wie sie auf mir sitzt und mich berührt, gibt es in ihrem Kopf nichts dergleichen.

Ärger lässt meine Miene verdunkeln. Sie sollte um diese Uhrzeit nicht hier draußen sein und ... so aussehen. Sie ist ein Engel mit gebrochenen Flügeln. Und meine beiden blutbefleckten Hände würden nicht einmal ausreichen, um aufzuzählen, wie viele Männer ich kenne, die sie innerhalb eines Herzschlages von diesen Straßen zerren würden.

»Was machst du hier draußen?«, knurre ich und drehe den Kopf, entziehe mich ihrer Berührung und mustere den Inhalt ihrer Mary-Poppins-Tasche. Darin befinden sich eine einzelne Flip-Flop-Sandale, eine Riesentüte Cracker und genug Lipgloss, um einen Kosmetikladen zu eröffnen.

»Ich rette dir das Leben, was sonst?«, antwortet sie flapsig und prüft erneut, ob ihr Handy Empfang hat.

Meine Verärgerung über ihre freche Antwort nimmt zu. »Hältst du vor jedem fremden Mann an, den du auf einer dunklen Straße triffst, und quatschst eine Runde mit ihm?«

»Wenn sie bluten wie ein Wasserfall, klar.«

»Nun, das solltest du nicht.«

Ihr Blick trifft meinen, funkelnd vor Belustigung. »Bist du denn nicht froh, dass ich es getan habe?«

Ich betrachte die Selbstgefälligkeit, mit der sie ihre Lippen verzieht, und Unglauben macht sich in mir breit. »Dir ist klar, dass ich sterben werde, oder?«

Sie schüttelt den Kopf. »Also mit dieser Einstellung wirst du das ganz sicher.«

Ich stöhne frustriert. Na toll. Sie versteht nicht nur das Konzept von persönlicher Sicherheit und persönlichem Freiraum nicht, sondern ist zu allem Überfluss auch noch eine beschissene Optimistin.

Als der *Mittelteil* angefangen hat, habe ich sehr schnell einen Hass auf alle positiven Dinge dieser Welt entwickelt. Denn ich

habe ihre dunkle Seite gesehen. Meine Brüder waren unbeschwer- te, glückliche Kinder. Es kam mir nie fair vor, dass sie jeden Morgen aufwachen und beim Frühstück lachen durften, während ich die Nacht zuvor im siebten Kreis der Hölle verbracht hatte.

Ich habe versucht, ihnen auch die dunkle Seite zu zeigen. Des- wegen habe ich überfahrene Tiere mit nach Hause gebracht, in der Hoffnung, dass die Kadaver sie in ihren Albträumen ver- folgen würden. Ich habe ihre Köpfe unter Wasser gehalten, bis sie schlaff wurden, nur damit auch sie wussten, wie sich Sterben anfühlt. Und als das nicht funktioniert hat, habe ich begonnen, diese dunkle Seite in die Kirchentüren zu schnitzen.

Wenn ich mir diese Frau so anschau, überkommt mich die- selbe kindliche Boshaftigkeit, die ich damals besessen habe. Ich möchte das Licht aus ihr herausschütteln. Ihre Augen aufhalten und sie zwingen, mein Leben ebenfalls vor ihren Augen vorbeiziehen zu sehen. Und sei es nur, damit sie begreift, dass die Welt nicht nur aus Sonnenschein und Regenbogen besteht und sie nicht spät nachts darin herumlaufen sollte.

Aber ich kann sie nicht abschütteln, selbst wenn ich es ver- suchen würde. Meine Arme und Beine werden immer schwerer, versinken in der Erde.

Als ob sie spürt, wie ich unter ihr verschwinde, legt sie mir sanft die Hand auf die Brust.

»Keine Sorge, der Morgen graut fast.«

»Und?«

»Das heißt, dass bald ein Auto vorbeikommen wird.« Sie reckt den Hals und blinzelt die lange Straße vor uns hinunter. »Du wirst schon wieder werden. Wir müssen dich nur in ein Krankenhaus bringen.«

»Klar. Ein paar Stiche und ein Lolli, dann geht es mir wieder blendend.«

»Das ist die richtige Einstellung.«

Gott. Ich muss wirklich die Nummer eins auf Gottes beschis- sener Liste sein.

Wir verharren eine Weile in angespannter Stille, nur mein keuchender Atem und ihre leisen, ungeduldigen Laute verpesten die Luft.

Sie blickt immer wieder die Straße hinunter. Dann zupft sie am Saum ihres Kleides und verlagert das Gewicht auf mir. Als sie die Hand hebt, um ihren Pony zu glätten, erstarrt sie. Langsam dreht sie ihre Hand um und betrachtet sie im Licht, als sähe sie sie zum ersten Mal. Dann fällt ihr Blick auf ihren Mantel, ihr Kleid, ihre Beine.

Blut. Es ist überall. Es tränkt ihr Rosa, tropft von den Spitzen ihrer Flügel und färbt sie in denselben Schwarzton wie meine Seele.

Gut. Bittere Belustigung durchströmt mich, als ihr jegliche Farbe ob der Erkenntnis aus dem Gesicht weicht. Ich kann förmlich hören, wie die kleine Blase ihrer Selbstverleugnung *platzt*. Vielleicht verpisst sie sich jetzt und lässt mich in Ruhe sterben.

Aber die Sekunden vergehen und sie rührt sich nicht. Sie starrt nur mit ausdruckslosem Gesicht auf einen einsamen roten Tropfen, der ihren Oberschenkel hinunterläuft. Er rinnt über ihr Knie, entlang ihrer Wade und verschwindet in ihrem Stiefel.

»Blut lässt sich verdammt schwer rauswaschen«, sage ich, nur um noch mehr Salz in ihre Wunde zu streuen.

»Nur, wenn du nicht weißt, wie man es richtig reinigt.« Sie tupft mit dem Ärmel ihres Mantels an der roten Spur herum und schenkt mir ein schmales Lächeln. »Nichts, was man mit Wasserstoffperoxid, Enzymreiniger und ein bisschen Muskelkraft nicht hinkommt, Schatz.«

Ich kneife die Augen zusammen. Was zum Teufel weiß sie schon darüber, wie man Blut aus Kleidung entfernt? Ein Gefühl der Neugierde kribbelt unter meiner Haut, doch dann versetzt mir der gesunde Menschenverstand einen schwachen Tritt. Meine Sicht auf die Welt ist so verzerrt, dass ich für einen Moment vergessen habe, dass normale Menschen aus Gründen der Sauberkeit putzen und nicht, um eine Leiche zu verstecken.

Ich atme schwer aus und gebe dem Gewicht meiner Augenlider schließlich nach.

Regel Nummer sieben, zischt mein Vater zwischen den Bäumen hervor: *Der Bösewicht gibt niemals auf.*

Ja, na ja. Hier bin ich, alter Mann, und gebe endlich auf.

Ich habe mein ganzes Leben lang gekämpft und ich habe es so satt. Es ist mir nicht einmal mehr wichtig, es bis zur Kirche zu schaffen; ich will einfach nur nach Hause.

Jetzt gibt es nichts mehr zu tun, außer zuzusehen, wie der *Mittelteil* in *das Ende* übergeht.

Ich drehe meinen Kopf zur Seite und meine Wange drückt auf den *Play*-Button. Das Klicken und Surren ist diesmal leiser, die Erinnerungen hinter meinen Augenlidern kaum mehr als flackernde Schatten und Flüstern.

Achtzehn, keine Kerzen. Mein Vater hupt ein letztes Mal vor meinem Fenster. Dann beginnt die lange Fahrt in die Hölle.

Ein Haufen toter Freunde. Ich habe die Leichen so hoch gestapelt, dass ich darauf klettern und mich dort aufrichten konnte.

Am Esstisch haben meine Brüder mir verstohlene Blicke zugeworfen.

Meine Mutter hat ein ganzes Jahr lang geweint.

»Wo warst du?«

»Was ist los mit dir?«

»Gabriel. Gabriel. Gabriel.«

»Hey.« Warme Finger umfassen mein Kinn und neigen meinen Kopf nach hinten und Richtung Himmel. »Sprich mit mir.«

»Kann nicht.«

»Was machst du dann gerade, du Dummkopf?« Als ich nicht antworte, stößt sie mir gegen die Brust und ihr Atem streift über mein Kinn. »Na schön. Dann hör eben zu.«

Etwas Fremdes tastet nach meinem Ohr.

»Nein —«

»Pst.«

Mein Protest schmilzt unter der Hand an meiner Wange. Ich

könnte schwören, dass alles Gute der Welt daruntersteckt. Es sickert durch meine Haut und verwandelt mein Blut in Butter. Dann staut es sich in meiner Kehle, weil es nicht *richtig* ist. Es ist zu sanft, zu gütig.

Ich habe in meinem Leben nichts getan, um das zu verdienen.

Mir wird klar, dass das Ding in meinem Ohr ein Ohrstöpsel ist, sobald eine vertraute Klaviermelodie daraus erklingt. Ich zwingt meine Augen auf, warte, dass sich mein Blick schärft, und entdecke sie grinsend in der Mitte meines Sichtfeldes.

Sie rückt ihren eigenen Ohrstöpsel zurecht. »Das ist *Dancing Queen* von ABBA«, sagt sie so stolz, als hätte sie den verdammt Song selbst geschrieben.

»Nimm das raus«, grunze ich.

»Nein, du wirst dich gleich besser fühlen.« Als sie meinen finsternen Blick bemerkt, fügt sie hinzu: »Im Ernst, es ist wissenschaftlich bewiesen, dass ABBA-Songs glücklich machen. Bei *Dancing Queen* liegt es daran, dass sowohl Agnetha als auch Anni-Frid in derselben Tonart singen – was übrigens in einem Duett buchstäblich nie vorkommt – und das in einer wirklich hohen Tonlage. Wenn du das hörst, sendet dein Gehirn deinem Körper ein Signal, damit er Adrenalin ausschüttet, was wiederum das Schmerzempfinden verringert.« Sie blickt auf das Blut hinunter, das unter ihren Oberschenkeln hervorsickert. »Ich würde sagen, google es, aber hier gibt es keinen Empfang. Und naja, du weißt schon ...« Sie deutet auf mich hinunter, als würde die Bewegung ihrer Hand ihren Satz vollenden.

Aber ich bin zu sehr damit beschäftigt, auf ihren Mund zu starren, um den Unsinn zu begreifen, der daraus hervorquillt.

»Fuck, du bist wunderschön.«

Das wollte ich eigentlich nicht laut sagen. Der Tod macht einen wohl innerlich weich und aus meinem Mund kommt auch nur Dünnschiss. Ihre Flügel bewegen sich im Licht, während sie den Kopf neigt und mir ein breites Lächeln schenkt. Es ist, als würde man in die verdammte Sonne blicken.

Bittere Belustigung durchströmt mich. »Das hörst du wahrscheinlich ständig.«

»Ja, aber wiederhol es ruhig.«

Mein Lachen kommt nur als schwaches Würgen heraus. Der Chor in meinem Ohr übertönt das Geräusch und als ihre Finger wieder über die Rundung meiner Wange gleiten, spüre ich nicht einmal mehr das Brennen.

Sie wechselt die Richtung und zieht eine Linie von meiner Stirn zu meinem Kinn hinab. »Woher hast du diese Narbe?«

Ich schlucke. »Mein Friseur war ein Trinker.«

Ihr Lachen ist wärmer als der Wind. In einer anderen Zeitlinie würde es sich gut anfühlen – heute Abend ist es nur bittersüß. »Woher hast du diese Flügel?«

»Ach, die hab ich einfach bei *Amazon* gekauft«, zwitschert sie und ihre Augen funkeln.

Ich schüttle den Kopf, ein Lächeln umspielt meine Lippen. Wenn ich meine Augen schließe, kann ihre noch vor mir sehen.

Mit ABBA in den Ohren und ihrer Berührung, die auf meiner Haut tanzt, überkommt mich ein seltsames Gefühl der Ruhe. Wie sich herausstellt, gibt es Frieden im Fegefeuer. Ich habe ihn noch nie in meinem Leben gespürt und ich werde ihn verdammt noch mal auch im Jenseits nicht spüren.

Also liege ich eine Weile im Limbus. Die Flammen der Hölle streifen meinen Rücken, die Berührung eines Engels streichelt mein Gesicht. Sie ist vom Himmel gesandt, ich bin für die Hölle bestimmt – und hier sind wir nun und treffen uns in der Mitte.

Als die Musik mitten im Vers abbricht, öffne ich wieder die Augen.

Etwas in ihrem Gesichtsausdruck hat sich verändert. Ein Sturm, der die Ruhe in ihrem Blick erschüttert.

Sie haucht mit zitternder Stimme: »Du wirst tatsächlich sterben, nicht wahr?«

»Mit dieser Einstellung schon.«

Ein Anflug von Humor tritt auf ihr Gesicht, aber es erreicht

ihre Augen nicht. Die sind zu sehr von etwas anderem erfüllt – etwas Dunklem und Schwerem. Ihre Hand gleitet von meinem Gesicht und krallt sich in den Stoff meines Hemdes.

Sie beugt sich vor. So verdammt nah, dass sie mir einen meiner letzten Atemzüge raubt. Noch ein Zentimeter und ich würde ihre Lippen auf meinen spüren, den Erdbeerduft ihres Lipgloss schmecken. »Darf ich dir ein Geheimnis verraten?«

Was?

Meine Gedanken verfliegen und mein Magen verkrampft sich. Ein Geheimnis. Allein der Gedanke an ein Geheimnis haucht mir neues Leben ein, doch dann vertreibt ihn die Stimme meines Vaters.

Regel Nummer acht: Ein Geheimnis ist die mächtigste Waffe eines Bösewichts.

»Nein«, presse ich hervor und versuche, meinen Kopf von ihrem Griff loszureißen. Sie verstärkt ihn nur und zieht mich zurück. Ein schwacher Funke entflammt in meinem Innersten, als ihre Nase meine streift.

»Bitte«, flüstert sie, Dringlichkeit schwingt in ihrer Stimme mit. »Du stirbst. Ich muss es einfach jemandem erzählen. Du wirst es mit ins Grab nehmen.«

Die Dunkelheit zeigt ihr hässliches Gesicht.

Hätten wir uns an einem anderen Abend getroffen, unter anderen Umständen, würde ich in ihren Hals hineingreifen und ihr Geheimnis mit bloßen Händen herausreißen. Ich würde sie durchleuchten, studieren. Ich würde ihren Namen, ihr Alter, ihre Adresse herausfinden. Ihr vericktes Sternzeichen. Ich würde ihren Stammbaum erklimmen und jedes Geheimnis von seinen Ästen schütteln.

Das ist es, was ich tue. Ich nehme Geheimnisse und verwandle sie in Waffen. Doch ausnahmsweise – zum ersten Mal in meinem verfluchten Leben – will ich es nicht wissen. Der Moment ist zu perfekt, *sie* ist zu perfekt. Ich ruiniere alles, was ich anrühre. Aber sie will ich nicht ruinieren.

Ich schüttle den Kopf, aber sie beschließt, es mir trotzdem zu sagen.

Das Geheimnis hüpfte in ihrer Kehle, rollt über ihre Zunge. Es streift ihre Zähne und erstickt dann auf ihren Lippen.

Ihr Blick gleitet nach oben, folgt dem Klang eines langsam lauter werdenden Brüllens. Es rückt näher, zerzaust ihr Haar und lässt ihre Flügel flattern.

Sie springt auf und fängt an zu schreien.

Für einen kurzen Moment glaube ich, dass Gott kommt, um sie zu holen. Ich starre in den Himmel und wäge die Konsequenzen ab, die es hätte, wenn ich Ihn bestehlen würde. Dann schneidet der Hubschrauber durch mein Blickfeld und Belustigung durchströmt mich.

Das ist nicht Gott. Es ist Denis. Fucking *Denis*.

Regel Nummer neun: Der Bösewicht muss lernen, dass Vertrauen eine Schwäche ist, kein Verbündeter.

Mein Vater hätte nicht falscher liegen können.

Die Frau sinkt auf die Knie und Erleichterung strömt aus ihr wie ein Sonnenstrahl. »Siehst du! Ich habe dir doch gesagt, dass bald jemand vorbeikommen würde.«

Die Hände, die mich unter den Achseln packen, sind kräftig und vertraut. Doch irgendwie fühlt sich die Hand, die sich um meinen Oberarm legt, einladender an.

»Warte«, ruft sie über das Surren der Rotorblätter hinweg. »Ich habe deinen Namen nicht mitbekommen!«

Zum ersten Mal seit Mutters Tod sprudeln die drei kompletten Silben aus meiner Kehle. »Gabriel.«

Sie schirmt ihre Augen mit den Händen ab und lächelt. »Gabriel, wie der Engel?«

Ich lache. Sie lacht. »Ich bin Wren.«

Wren.

Denis zieht mich rückwärts und diese vertraute Klaviermelodie dringt wieder in mein Ohr. Diesmal bei voller Lautstärke. Wren wird immer kleiner, die goldene Aura um sie herum vertreibt die

Dunkelheit. Ich beobachte sie durch das Fenster. Selbst als die Türen zuschlagen. Selbst als Denis den Stoff von meinem Oberkörper reißt. Selbst als der Boden unter uns verschwindet und sie zu einem rosa Lichtpunkt wird, kann ich meinen Blick nicht von ihr abwenden.

Wren.

Ihr Name gräbt sich in mein Herz, brennt sich in meine Haut. Ich hoffe, der Teufel erlaubt Andenken in der Hölle, denn verdammt, ich nehme ihn mit.

Wir steigen über die Baumwipfel und sie verschwindet aus meinem Blickfeld. Der Kopfhörer rauscht, bis *Dancing Queen* mitten im Text abrupt abbricht.

Das Heulen des Windes. Das leise Summen der Dringlichkeit.
Und dann die Stimme meines Vaters.

Regel Nummer zehn: Der Bösewicht bekommt niemals das Mädchen.